

Zahlenlogik täuscht

In Berlin müssen die Hochschulen einschneidend einsparen, und es geht der klassischen Philologie an den Kragen, weil sie selten angewählt wird.

Von Melanie Möller

Es ist wieder so weit: Die öffentlichen Kassen sind leer, es muss gespart werden. Darüber können vor allem Berlin und Nordrhein-Westfalen, ein lautes Klagelied anstimmen. Wie häufig bei finanziellen Engpässen wird sogleich der Bildungssektor mit sparschwangbedingten Horrorszenarien konfrontiert. Die alten Sprachen, Latein und vor allem Griechisch, rücken rasch in den Mittelpunkt der Begehrlichkeiten. Sie können beinahe stolz darauf sein, seit Jahrzehnten regelmäßig an kritischen Stellen in Strategiepapieren aufzutauchen: Klassische Philologie? Was war das noch gleich?

Ob Berlin oder Frankfurt, Trier oder Mannheim, Greifswald oder Halle, Bonn oder Bielefeld – an vielen Standorten haben die alten Sprachen massiv an Bedeutung eingebüßt – und an Ressourcen. Mag auch hier und da eine Bestandssicherung gelungen sein – traditionsreiche Stellen wurden gestrichen oder herabgestuft. Die durch mangelnde Nachfrage bedingte negative Grundstimmung macht sich nicht nur an den Universitäten, sondern auch an den Schulen bemerkbar: Selbst traditionsreiche Bastionen der Alten Welt sehen sich immer wieder gehalten, sich von ihrem Kernbestand, den alten Sprachen, zu verabschieden – so jüngst das Koblenzer Görres-Gymnasium, das sich selbst auf der eigenen Internetseite noch stolz als „einziges altsprachliches Gymnasium im nördlichen Rheinland-Pfalz“ bewirbt. Gerade diese altsprachlichen Schulen galten vor noch nicht allzu langer Zeit als Kaderschmieden; mittlerweile wirkt „Elite“ beinahe wie ein Schimpfwort, wiewohl doch überall Exzellenzstrategien aus den Böden sprießen. Mit den alten Sprachen jedenfalls mag das kaum noch jemand offen verbinden, obwohl es gute Gründe gibt, daran festzuhalten, Gründe, die auch aktuellen Bedürfnissen genügen.

Nun mag man einwenden: „Artenschutz gibt es nicht, den habt ihr lange genug genossen, andere müssen auch sparen.“ Doch geht es nicht um ein schrulliges Beharren auf altererbte Traditionen, die sich mit der Zeit überlebt hätten. In politischen Krisenzeiten gibt es eine starke Tendenz, prominente Beispiele aus der Antike, Alexander oder Caesar etwa, einzubeziehen, sie für die eigenen Interessen, die eigene Legitimation nutzbar zu machen, oft gestützt auf Halbwissen, das sich in den anschließenden Debatten fortpflanzt. Hier

gibt es viel Potential für Experten, sich einzumischen und Einschätzungen zu kommentieren, zu korrigieren und ihre gesellschaftlichen Folgen mitzugestalten.

Um über diese Expertise zu verfügen, bedarf es jedoch profunder Kenntnisse, und die erwirbt man sich nicht in einem flotten Tanz übers Parkett. So ist es kein Wunder, dass Fächer wie Latein und Griechisch keine Massenanstürme an Studenten zu verzeichnen haben. Das war schon immer so – die Zahlen schwanken und entsprechen den gesellschaftlichen Trends. Aufs Ganze besehen, gibt es tatsächlich immer weniger Studenten, die sich der fordernden Aneignung der alten Sprachen stellen. Die wenigen, die das auf sich nehmen, sind herausragend. Man wünschte, die Verantwortlichen würden sich Zeit für Einblicke in die Praxis nehmen, anstatt sich nur von schnöden Zahlen beeindrucken zu lassen. Sie würden staunen, was sie da zu sehen und zu hören bekommen.

In Berlin kann man die alten Sprachen, Griechisch und Latein, an zwei Standorten studieren, und da mag mancher sogleich einwenden, wieso man sie denn zweimal in einer Stadt braucht. Nun, abgesehen davon, dass es sich um eine Millionenmetropole und die Hauptstadt handelt, gibt es viele gute Gründe dafür, die beiden voneinander unabhängigen Erfolgsgeschichten weiterzuschreiben.

An der Humboldt-Universität konnte sich die klassische Philologie früh im 19. Jahrhundert etablieren mit namhaften Vertretern des Faches wie August Boeckh und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. Nach ihrem Niedergang in der NS-Zeit und während der DDR – bezeichnend genug, dass man ihr in rigorosen politischen Zeiten wenig abzugewinnen wusste – hat sie sich seit den neunziger Jahren wieder zu einer soliden Disziplin gemausert und zuletzt einen starken Schwerpunkt in der antiken, vor allem gräzistischen Medizingeschichte entwickelt. An der viel jüngeren Freien Universität konnte die klassische Philologie auch ohne lange Tradition ihre Geschicke selbst bestimmen: Der Durchbruch gelang kurz nach der Gründung mit dem Inhaber des ersten von zeitweise sogar drei Lehrstühlen, Georg Rohde, im Jahre 1949. Rohde fungierte in den fünfziger Jahren auch als Rektor der Universität und unterhielt darüber hinaus eine enge Freundschaft zum damaligen Berliner Oberbürgermeister Ernst Reuter – er war

nicht zuletzt aufgrund seiner fachlichen Ausrichtung auch eine politisch einflussreiche Figur. Seitdem hat sich die klassische Philologie an der FU zu einer festen Größe weiterentwickelt, die durch vielseitige, vor allem komparatistisch-interdisziplinäre Forschung, drittstärkste und medienwirksame Persönlichkeiten sowie breite internationale Vernetzung weit über die räumlichen und fachlichen Grenzen

hinaus wirkte und große Unterstützung durch die Universitätsleitung und die Kollegen genoss, was sich in zahlreichen Kooperationen niederschlug. An der FU kommt noch eine Besonderheit hinzu: Sie ist nicht nur Teil eines philologisch-philosophischen Verbundes, was angesichts der häufigen genuin altertumswissenschaftlichen Verankerung ungewöhnliche und innovative Spielräume bietet. Ihr Alleinstel-

lungsmerkmal ist darüber hinaus die Aufstellung des Instituts, denn klassische Gräzistik und Latinistik, zuletzt weiblich dominiert, werden von den entsprechenden mediävistischen Komplementärstücken, der Byzantinistik und dem Mittelaltersachen, ergänzt. Die moderne Gräzistik vervollständigt diese deutschlandweit einzigartige Kombination in ihrer historischen Breite und Tiefe und wird damit

dem Profil einer sich selbst als solche verstehenden „Volluniversität“ auch auf der Mikroebene gerecht. Darüber hinaus sorgt eine neuerdings zum Institut gehörende Professur für Digital Humanities dafür, dass die Hüter des Alten auch digital auf der Höhe der Zeit bleiben.

Trotz dieser guten Ausgangslage bleibt das Damoklesschwert Studentenzahlen in Berlin dauerhaft im Einsatz. Heikel wird die Lage besonders dann, wenn Stellen, Professuren zumal, vakant sind, wie an der FU derzeit die klassische Gräzistik. Steht eine Universität unter dem Druck, mehrere Professuren sofort einsparen zu müssen, dann fällt ihr Blick zwangsläufig auf die unterkomplexen, aber tonangebenden Kapazitätsberechnungen, die Fächer als „unterausgelastet“ ausweisen. Man sieht also Handlungsbedarf. Wie kann man die alten Sprachen am Ort „noch attraktiver“ machen, anders gesagt: Wie kommt man an Studenten? Es heißt also einmal mehr: Rechtfertigungen verfassen („wir sind Europa!“ oder so ähnlich), Kompromissbereitschaft zeigen, alle Optionen bis zur Selbstaufgabe ausloten. Dazu gehören die Bereitschaft zu polyvalenten Lehrveranstaltungen, zu Lehr-Importen in Nachbarfächer mit deutlich höherem Studentenaufkommen. Dazu gehört auch der unbedingte Wille zur Beteiligung an sämtlichen übergreifenden Studiengangs-Projekten sowie zu Kooperationen und Kooptationen in Lehre und Forschung. Und wenn es irgendwie hilft, unterrichten wir auch auf Englisch.

Nicht alles an diesem Aktionismus ist verkehrt; alle profitieren ja vom gegenseitigen Austausch. Nur muss man wissen, was man will: eine fundierte, auch sprachlich kompromisslose, international konkurrenzfähige Ausbildung oder einen Wischiwaschi-Studiengang für alle und jeden ohne Profil. Es bringt wenig, die Ansprüche, vor allem die Sprachkenntnisse, auf Teufel komm raus zu reduzieren und alle mehr oder weniger zähneknirschend durchzuwinken. Das dürfte am Ende nicht nur die Qualität aushebeln, sondern nicht mal zum erhofften quantitativen Erfolg führen, denn die Leute wissen anspruchsvolle Studiengänge durchaus von seichten Tümpeln zu unterscheiden. Die Bereitschaft hat also ihre Grenzen und kann nur auf ein sinnvolles Festhalten an den Kernkompetenzen aufrufen. Diese müssen, wie in allen anderen Fächern auch, gesichert werden durch solvente Lehrangebote, die von origineller Einzel- und Gruppenforschung flankiert werden. Das funktioniert nur durch eine solide Arbeits-, vor allem Personalstruktur mit einem Team aus Professoren, Mitarbeitern, Sekretariaten – in angemessener Zahl, also den Bedarf deckend, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Unter diesen Umständen kann auch die klassische Philologie, nicht zuletzt die Gräzistik mit ihren wenigen, aber exzellenten Studenten, weiter und vielleicht noch stärker ihr Scherflein beitragen zum gesellschaftlichen „Fortschritt“. Gerne würden wir weiter produktiv zu den aus der Antike ererbten Leitbegriffen der Freien Universität beitragen: veritas, iustitia, libertas. „Hoffnung“ gehört nicht in diese Trias, aber dafür stirbt sie zuletzt.

Prof. Dr. **Melanie Möller** lehrt Latinistik und ist geschäftsführende Direktorin am Institut für Griechische und Lateinische Philologie an der Freien Universität (FU) Berlin.



Nicht ohne alte Sprachen: Evangelisch-theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Foto Andreas Pein